Der Krieg hat mein Leben geprägt

Gespräch mit Frau Irma Groß

Frau Irma Groß ist 1922 in Speyer geboren. Eine echte Speyererin, die mit ihrer Geburtsstadt eng verbunden ist und viel zu berichten hat. Wie viele Menschen in ihrer Generation, hat der Krieg ihr Leben geprägt.

Ich bin vor lauter Weltumtrieben und sonstigen Ereignissen nicht zum Heiraten gekommen. Wir waren ganz vom Krieg betroffen. Die Tanzstunde war zu Ende, die Buben wurden eingezogen. Erst Abitur, dann Arbeitsdienst, dann zum Militär und dann verschwunden. Am 1. September 39 ist der Krieg ausgebrochen. Da waren wir gerade so knapp 17 Jahre alt. Wir haben die ganze schöne Jugendzeit verloren.

Hatten Sie Geschwister?
Nein, leider nicht.

Was haben Sie für Erinnerungen an ihre Kindheit?
Nur Schöne.

Was war so schön?
Alles (lacht). Das war abhängig vom Beruf meines Vaters. Mein Vater ist auch in Speyer geboren. Er war viele Jahre Prokurist in der Schuhfabrik Roos, ein jüdisches Unternehmen. Später hieß die Firma Rovo. Mein Vater war vor seinem Einrücken zum Militär im Ersten Weltkrieg schon als gelernter Kaufmann in dieser Schuhfabrik. Da war die Firma noch in der Innenstadt. Mein Vater kam äußerlich wieder, unversehrt zurück. Das Schlimmste für ihn war, dass er am Schluss noch verschüttet wurde. Die jüdischen Arbeitgeber haben ihn wieder eingestellt. Dann ist er langsam aufgestiegen, hatte die Vertretung für die Geschäftsführung, wenn die Herren nicht anwesend waren. Sie hatten in Mannheim und in Speyer eine Wohnung. Wenn die nicht da waren, der Herr Groß war immer da. Das war also unser Vorteil.

Ihr Vater war also der Prokurist der Firma Roos.
Ja. Ein Menschenalter kann man sagen. Und die jüdischen Besitzer, die hatten eine Wohnung über uns. Dieses Haus, Burgstraße 8 steht nicht mehr. Es hat uns

nicht gehört, sondern war Besitz der Schuhfabrik. Mein Vater hatte dort eine Dienstwohnung.

Was war in Ihrer Kindheit so schön?
Die Umgebung, das schöne Haus, das hat sich so gesteigert. Meine Eltern sind dort hingezogen als ich zwei Jahre war.
Die Besitzer haben drumherum Gärten gekauft und auf dem ganzen Stück einen schönen Garten angelegt, anlegen lassen. Hinten, war eine kleine Erhöhung mit einem Turnhäuschen. Ein Holzhaus war das. Das war wie ein kleiner Park. Dann gab es noch eine Wiese auf der ein Puppenhaus stand. Da konnte man wirklich reingehen und sich drin hinsetzen. Alles für die beiden Kinder. Die älteste, die Annemarie, hatte spastische Lähmung. Der Bub, der Bernhard, ist ein paar Jahre jünger gewesen. Die Annemarie musste jeden Tag in dem Turnhäuschen Übungen machen, wegen ihrer Krankheit. Alles um die Muskulatur zu stärken.

Haben Sie mit den Kindern gespielt?
Ja. Kinder gehen gern zu Kindern. Die Annemarie war ein gescheites Mädel, aber wenn sie gesprochen hat, da hat sie das ganze Gesicht verzogen. Das war so schade, dass sie die Krankheit hatte.

Das war ja schön, dass Sie im gleichen Haus wie die Familie Roos wohnen konnten.
Ja. In dieser Wohnung lebte Isidor Roos, ein Cousin von dem jüdischen Firmenbesitzer, dem Eugen Roos. Nach dem Tod von Isidor Roos, wurde meinem Vater die Wohnung angeboten. Mein Vater hat Prokura gehabt. Er durfte unterschreiben. Das war ein Vertrauensverhältnis. Es war eine Vertrauensstellung.

Waren Sie dann auch mit diesen Kindern in der Schule?
Ich war in der Volksschule in Speyer. In der Roßmarktschule. Aber die Kinder der Familie Roos haben ihre eigenen Lehrer gehabt. Weil die Annemarie gar nicht laufen konnte. Die war eingeschnürt in Eisen.

Eine Quälerei.

Haben Sie noch Erinnerungen an die Roßmarktschule?
Ich war neugierig. Ich habe keinerlei Angst gehabt, nicht geschrien oder geweint, was alles vorgekommen ist. Da war eine Schülerin dabei, da musste in den Pausen die Mutter kommen. Die saß vor der Schultür, damit die Kleine sich auf ihren Schoß hat setzen können und weinen.

In welche Schule sind Sie nach der Volksschule gegangen?
Ich habe vier Klassen Volksschule gemacht und bin dann ins städtische Mädchenlyzeum, so hieß das damals.

Wie lange waren Sie im Lyzeum?
Das war begrenzt auf sechs Jahre. Und dann musste man aufhören. Da haben wir aber Englisch und Französisch gelernt. Ich hab ein gutes Zeugnis gehabt. Ich hab auch mit den Sprachen keine Schwierigkeiten gehabt. Es waren nur zwei aus meiner Klasse, die sind noch weiter nach Ludwigshafen, um Abitur zu machen.

Waren Sie dabei?
Nein, leider nicht. Ich bedaure das sehr.

Was haben Sie gemacht?
Am 1. September 39 ist der Krieg ausgebrochen. Eigentlich hätte ich am 1. September 39 in Ludwigshafen eine Stelle antreten sollen. Ich war mit meinem Vater zur Vorstellung. Die haben mich auch begutachtet und gesagt „noch ein unbeschriebenes Blatt". Und haben mir eine Stellung zugesagt, in der englischen Abteilung der Firma Knoll. Dann ist der Krieg ausgebrochen. Aber zwischendrin habe ich noch etwas dazu gelernt. Ich bin raus aus dem Lyzeum. In Mannheim war eine private Fremdsprachenschule, die aber staatlich anerkannt war. Da hab ich Kurse gemacht in Französisch und Englisch für Handelskorrespondenz. Dann ist der Krieg ausgebrochen. Ich wollt arbeiten. Geld verdienen. Jedenfalls begann dann der Ernst des Lebens.

Was hat das für Sie bedeutet? Kriegsausbruch, die Stelle konnten sie nicht antreten.
Dass ich wieder völlig frei war. Es war völlig überflüssig was ich gelernt hatte. Aber es gab noch die sogenannte Hitlerjugend. Wir sind in irgendwelche Küchen geschickt worden, zum Kartoffelschälen und Gemüse putzen. Das hat mir halt gar nicht gefallen. Da hab ich nach einer anderen Möglichkeit gesucht. Ich wollt nochmal auf die Schule gehen und noch einen Kurs in Spanisch machen. Das war dann von September bis Weihnachten 39.

Sie konnten dann Englisch, Französisch, Spanisch für den Beruf
Ja. Das wollte ich so haben. Aber es war ja nichts. Ich hab mich dann in Speyer erkundigt. Ich wollte nicht zu Hause sitzen und nichts tun. An Industrie war nicht allzu viel in Speyer. Da war noch die Zelluloid Fabrik, die jetzt nicht mehr existiert. Die hatten nur Folien aus Zelluloid, in allen Größen und Stärken gemacht. Ich hab gedacht. Du kannst ja mal fragen. Dann haben die mich tatsächlich genommen. Ich konnte ja stenografieren. Die hatten verschiedene Abteilungen. Da war der Herr Prokurist und der hat mich zur Sekretärin gemacht. Wir saßen mit der Schreibmaschine im dritten Stock. Die Herren haben per Telefon unsere Dienste bestellt. So war das. Das sind alles ganz neue Sachen für mich gewesen. Obwohl ich Fabriken von meinem Vater her kannte, aber das war wieder anders. Da saßen wir also, drei Damen, oben im dritten Stock mit zwei Büros. Da ist eine super Sekretärin gesessen, die war über 30 und war also die Sekretärin vom Herrn Kommerzienrat Ecarius. Das war der Schwiegersohn von den Gründern. Und wenn der Herr Conrad, das war der andere Prokurist, diktieren wollte, hat er mich gerufen. Ich glaube, dass der meinen Namen in der ganzen Zeit überhaupt nicht ausgesprochen hat. Der hat immer nur gesagt. „Fräulein, kommen Sie runter."

Er hat Sie runter zitiert.
Ja. Der wusste sehr wohl, wie ich heiße. Es war ein älterer Herr. Ein kleines Bürole hatte er, wo er diktiert hat.

Waren Sie die ganze Kriegszeit in dieser Firma?
Ja. Habe sogar Bombardierungen erlebt. Zum Glück nicht in der Zelluloidfabrik.

Da haben Sie von der Kriegszeit wenig mitbekommen – oder?
Was glauben Sie, da hat es manches überhaupt nicht mehr gegeben. Vor allem die Esserei, die Verpflegung waren eingeschränkt. Schon ein Jahr vorher, ist bei uns keine Butter mehr aufs Brot geschmiert worden.

Die Lebensmittel wurden knapp.
Die waren rationiert.

Und die Firma, in der Ihr Vater Prokurist war, was wurde mit der?
Dort wurde weiter gearbeitet.

Konnte die Familie Roos emigrieren? Oder ist die Familie ums Leben gekommen?
Das ist unterschiedlich. Die Familie von Eugen Roos, deren ältester Sohn, war der Hans Albrecht. Der Onkel August Roos, der war nicht verheiratet. Er hatte eine Möglichkeit nach Amerika zu gehen. Diese Berechtigung hat er dem jungen Hans Albrecht Roos überlassen. Und der ist nach Amerika.

Der konnte sich also retten.
Ja. Der Onkel August, der ihm diese Möglichkeit geboten hat, musste sich unter dem Druck der Ereignisse aus seinem Privatleben zurückziehen. Er ist in Mannheim in ein gutes Hotel gezogen. Dort hat er sich das Leben genommen. Der hat das nicht mehr mitgemacht. Er war nicht verheiratet. Vorher hatte er in Mannheim mit seiner verwitweten Schwägerin in einer großen Wohnung gewohnt. Er hatte dort für sich eine ganze Etage. Da waren auch die zwei Kinder, der Bernhard und die Annemarie, die problematisch waren. Und der Vater ist ja 36 schon gestorben, in Halle. Wahrscheinlich hat er eine schwere Krankheit gehabt. Ich weiß nicht. Jedenfalls ist der Mann zu früh gestorben, für die zwei Kinder. Es war ein Drama. Die Mutter war noch da. Sie war Berlinerin, eine große stattliche Person, die was vorgestellt hat. Sie waren einen gewissen Komfort gewöhnt. Da war eine Köchin und ein Dienstmädel. Die Annemarie konnte allein nicht existieren. Die hat ein Kindermädel gebraucht, die sich um sie kümmert, die ihr hilft anziehen. Die war ja überall verschnürt. Wenn die fort ist, hab ich auf die Annemarie aufgepasst. Ich mit meinen 10, 11 Jahren. Das konnte ich aber und die war ganz arg auf mich. Wenn sie dann ihre Schnüre all weg gehabt hat, dann ist sie immer so gehüpft. Das war die Freude, dass die Beine nicht so verschnürt waren.

Was ist aus ihr geworden?
Ach, die Annemarie. Die hat nicht in eine normale Schule gehen können. Da hat sie einen Hauslehrer bekommen. Da war ich nie dabei. Er hat ihr Schreiben beigebracht, das ABC und was halt die Grundbegriffe sind und sie hat versucht auch zu schreiben. Aber das ging nicht durch diese Störung.

Sie haben sich gut verstanden.
Ja, ja.

Das ist wirklich eine eigene Geschichte, die Geschichte der Familie Roos. Bleiben wir bei Ihnen. Sie haben also in der Zelluloidfabrik gearbeitet.

Ja. Da hab ich mir die ersten Sporen verdient. Ich hab während des Krieges dort gearbeitet.

Und nach dem Krieg, wie ging es da weiter?
Da wird es erst interessant. Es war Krieg, den wir voll mitgemacht haben. Standen nachts auf der Straße, haben die Lichter gesehen von Ludwigshafen, die rot und grün geleuchtet haben. Da hat der Boden als bei uns gewackelt. Wenn man wusste, dass die in Ludwigshafen sind, mussten wir in den Luftschutzkeller. Unserer war in der großen Fabrik, wo man gehofft hat, dass nichts passiert. Da war so ein großer Raum eingerichtet, mit Jugendherbergsbetten, ganz einfach nur, dass man sich hat hinlegen können. Es gab technische Möglichkeiten in den Fabriken, damit konnte man Nachricht erhalten, dass Bomber kommen und wo sie sind. In der Zelluloidfabrik war, vorne im Portierhaus, so eine Einrichtung. Also viel Auskunft war es nicht, aber man hat es sich dann wenigstens ausrechnen können, dass sie nicht bei uns sind. Da musste immer jemand Dienst machen, auch sonntags. Natürlich waren wir die jüngsten. Wir sind dann halt erst mal dran gekommen und haben uns mit der Apparatur beschäftigt. An einem Sonntagmorgen, um 7 Uhr, musste ich meinen ersten Dienst machen. Aber an dem Vorabend, da haben wir die verrückte Idee gehabt, ein Treffen bei uns in der Wohnung zu machen, mit meinen damaligen Freunden und Freundinnen. Es war, glaube ich, ein Mann dabei. Die waren ja alle fort, alle eingezogen. Ja, und wir bringen alles mit, was wir haben. Wir wollen also auf gar keinen Fall, dass die uns das bissel Likör und Wein und was da noch rumgestanden hat, kaputt machen. (lacht). Wir waren ja noch keine 20, was für eine verrückte Idee. Gut, wir haben die große Wohnung gehabt. Meine Eltern haben vorne geschlafen und wir waren hinten im Wohnzimmer. Haben auf dem Boden gesessen auf Matratzen und haben uns da mal ans bechern gemacht. Mein Vater war Antialkoholiker, der hat überhaupt nichts getrunken. Der war eisern. Hat jedem aber seinen Wein gegönnt. Jetzt haben wir da rumgetrunken und nichts ist schlimmer als durcheinander zu trinken, Likör, Schnaps, Wein.

Da ging es Ihnen bestimmt nicht gut am nächsten Morgen.
Ach, nie wieder. Das Motiv war, dass nichts kaputt geht. Es sind alle gekommen. Um Mitternacht habe ich die zur Haustür begleitet. Bin zurück durch den langen Flur und denke: Ach Gott, wie ist dir's denn? Du gehst ja wie auf Wolken. (lacht) Ich hab nimmer gekonnt. Ich konnte gar nicht mehr grad laufen. (lacht)

Wein und Likör konnten aber nicht mehr kaputt gehen. Das hatte allerdings seinen Preis.
Ja. Und dann bin ich ins Bett gefallen, das sich gedreht hat. Mir war so schlecht. Meine Mutter hat mich dann geweckt „Du musst doch um 7Uhr da runter".

Haben Sie es geschafft?
Aber wie. Der Vorgänger war ein älterer Mitarbeiter. „Ach Gott", hat er gesagt, „Fräulein Groß, wie sehen Sie denn aus"?

Aber Sie haben es geschafft.

Ja. Aber mit Zwischentönen. Da saß ich da vor meiner Uhr und hab aufgepasst. Ab und zu bin ich hinter den Baum gerannt und hab mich entleert. Schrecklich!

Wie ging es beruflich weiter?
Nach dem Krieg sind zunächst mal die Amerikaner eingerückt. Die haben unser schönes Haus gesehen. Ich habe aufgepasst, was da passiert. Ich war die jüngste. Ein Amerikaner hat geläutet. Wir haben in der Küche gesessen, drei vier Personen oben im dritten Stock. Wir haben aufgemacht und da stehen zwei Soldaten vor uns und ich sag zu denen. „What do you want please?" (lacht) Dass die nicht umgefallen sind, das war alles.

Weil Sie Englisch konnten?
Die waren erstaunt. Gut, ich hab nicht fließend gesprochen, aber ich hab immer hin sechs Jahre Englisch gelernt. So konnte ich mich verständigen. Sie suchten nach Soldaten, die sich hier versteckt haben sollten. Wir waren ja Grenzgebiet und die wussten nicht, wie viel Militär von den Deutschen noch da ist. Dann sind die in alle Häuser.

Haben Sie Soldaten gefunden?
Nein. Die sind wieder fort und haben gar nicht geguckt. Das war der Auftakt. Dann hat es wieder geklingelt, wieder zwei Soldaten und ich hab gefragt: „What do you want, please"? Die waren auch erstaunt, dass da junges Mädel in Englisch fragen konnte, „What do you want, please". Am nächsten Tag kam ein Offizier, der mich gefragt hat, wo ich Englisch gelernt hätte. Er hat sich dann nur immer an mich gewandt. Ich hab also dem Herrn Ohse, dem anderen Direktor klar machen müssen, dass dieser Offizier bis nachmittags um 4 Uhr die ganze Wohnung braucht. Die wollten hier schlafen. Bis 4 Uhr nachmittags sollte alles fertig sein und ich war verantwortlich. Wir wohnten unten, der Herr Ohse oben und ganz oben war nochmal ein Ehepaar, wo der Mann auch nicht da war. Jetzt haben wir uns den Kopf zerbrochen, wie wir das organisatorisch machen sollen. Was wir unbedingt brauchen und was in der Wohnung stehen bleiben kann. Also, das war eine Rumschlepperei von den drei Stockwerken hoch und runter, die darin endete, dass wir im dritten Stock auf Matratzen im langen Flur übernachtet haben. Das Haus war sehr geräumig. Vier Betten hatten wir schon von Herrn Ohse, der in der Mitte wohnte. Der musste da raus, und ist mit seinem Kram in unsere Wohnung untendrunter gezogen. Es war grausam.

Das war ein Hin und Her, aber es hat geklappt.
Aber die paar jungen amerikanischen Soldaten, die haben gesehen, wie mühsam wir da gearbeitet haben und haben geholfen Teppiche hochzutragen. Dann ist der eine Leutnant gekommen, hat die Zimmer angeschaut und war zufrieden. Ich hab mit ihm geredet. Das war wie eingespielt. Dann kam so ein kleiner Soldat und fragt, ob wir kochen können. Drei Frauen waren wir in der Küche. „Aber ja", hab ich gesagt, „aber wir haben nix". Wir hatten effektiv nichts gehabt. Wir hätten die nächsten acht Tage nicht gewusst, was wir essen sollen. Es war noch nichts in der Stadt angeschrieben. Es war unmöglich, der erste Tag der Besatzung. Da war jeder auf

sich selber angewiesen. Ich hab ihm gesagt: „Wir haben nichts“. Er hat gesagt, dass er alles bringt. „Ob wir kochen können“? Ich konnte ja nicht, aber die im dritten Stock, die konnte aus nix was machen. Das musste man in dieser Zeit können. Dann ist der angekommen mit einem Überseeschinken eingepackt in einen Sack, mit einem großen Sack Weißbrotwürfeln, wie wir sie ewig nicht mehr gesehen hatten. Ich hab gesagt: „Zwick mich mal, guck mal was der auspackt“. Wenn man so übel dran war und dann solch eine Fülle genießen darf.

Durften Sie mitessen?

Ja, das hat er uns ausdrücklich gesagt. Wenn wir kochen, könnten wir mit essen, im Rahmen. Er hat nichts verboten. Das waren also die Amerikaner. Die sehr ordentlich in unserer Wohnung waren. Die haben nichts geklaut und nichts kaputt gemacht.

Da ging es Ihnen mit den Amerikanern gar nicht so schlecht.

Nein, in keinster Weise. Ein Teil war schon abgezogen in die Nordpfalz. Die anderen blieben noch ein paar Tage in Speyer, dann mussten sie auch raus. Derweil ist folgendes passiert. Ich hab beim Arbeitsamt angegeben, wenn sie sprachlich jemand brauchen, dann sollen sie mir Bescheid geben. Englisch, Französisch schreiben und lesen konnte ich. Sprechen konnte man nicht gut, weil es bei uns noch nicht drin war. Wir haben es aber sechs Jahre gehabt. Einen Wortschatz haben wir gehabt, wir waren nur ungeübt im Sprechen. Da kam eine Karte vom Arbeitsamt. Ich soll mich bei der Stadtverwaltung melden. Dann ist ein Schutzmann gekommen. Die hatten keine Uniform mehr. Der hatte eine weiße Armbinde, da stand schwarz gedruckt drauf „Polizei“, sonst hat er einen Zivilanzug getragen. Der hat mich abgeholt und hat gesagt: „Sie werden verhaftet, wegen Sabotage“, zu mir. „Wieso“? „Weil Sie nicht gekommen sind.“ „Jawohin?“ „In die Stadtverwaltung“. Dabei war ich drei Mal dort und keiner hat gewusst, was ich soll. Dann hat der mich abgeführt. Das hat mir gar nichts ausgemacht.

Hat er Sie zur Stadtverwaltung gebracht?

Ja. Er hat mich da reingeführt, wo heute die Polizei ist und hat nichts mehr gesagt. Da stand ein großer Franzose, den könnt ich heute noch malen. Hinten in der Ecke saß einer am Schreibtisch, der schon älter war. Der hat mich hergewunken, hat mir Platz angeboten. Dann ging‘s los. Ob ich Sprachen kann, ob ich Maschine schreiben kann. Ja. Er hätte viel im Moment zu tun. Ich soll in Deutsch eine Übersicht schreiben. Ich habe ihm bedeutet, dass er langsam sprechen soll, ich würde ihn dann verstehen. Das hat er auch eingehalten. Dann hab ich als erste Arbeit schreiben müssen „Die Anforderungen der französischen Besatzung für Speyer an Lebensmittel“. Die Franzosen mussten verpflegt werden. Aber nicht nur Franzosen, sondern auch Russenmädles, Zwangsarbeiter. Da war noch alles durcheinander. Die mussten ja alle was essen.

Ich musste jeden Tag erscheinen. Die haben mich nicht gekannt, ich wusste nicht, wer die sind und wie es in neuen Büros ist. Da bemüht man sich irgendwie einen

Faden zu finden. Man muss aufpassen, wie was zu laufen hat. Da hab ich gerade zu tun gehabt. Dann ist wieder ein anderer gekommen und wollte was geschrieben haben. Sie waren zufrieden. Dann kam einer, der hat gesagt: „Ich glaube es ist besser, Sie kommen mit mir in den Oberstock". Ich hatte nix dagegen. Das war derjenige, der die Gehälter ausgerechnet hat, die die Franzosen bekommen haben, französisches Geld. Ich hab letzten Endes Listen geschrieben mit den Namen. Mich als Deutsche hat er in sein Zimmer reingesetzt mit der Schreibmaschine. „Schreiben Sie das in meinem Zimmer und lassen Sie die Tür zu", hat er gesagt. Ein Vertrauensbeweis. Das hab ich gemacht, hab das abgeschrieben. Und die haben alle Decknamen gehabt, die Offiziere, das stand alles da drin.

Sie haben also vollen Einblick erhalten. Das war wirklich ein Vertrauensbeweis.
Ja. Der Vertrauensbeweis war für mich wichtig. Und die haben sich bestimmt nicht über mich beklagt. So vier Monat war ich dann bei den Franzosen. Hab mich ganz gut auf Tour gebracht, weil ich den ganzen Tag nichts anderes gehört habe, als Französisch. Dann hieß es eines Tages, es wird aufgelöst. Das ist alles registriert worden. Ein kleiner Kerl, der hat einen Turban aufgehabt, der saß immer an der Tür, wenn sein Chef da war. Den hab ich nie gesehen. Ich bin da rein und hab durchgeschaut, was ich schreiben muss. Dann hieß es, ich soll zum Chef kommen. Da war ich gespannt, wer der Chef ist, den ich noch nie gesehen habe. Komm ich darein und da steht da ein weißhaariger Herr, mit schönen braunen Mandelaugen. Und da saß noch einer, ein bisschen füllig. Ich hab nicht gewusst, wo ich anfangen soll. So alt war der noch gar nicht, sehr redegewandt. Der weißhaarige Oberchef hat mir gesagt, ob ich schon Arbeit hätte. Nein, hab ich gesagt. Er hätte einen Vorschlag für mich. Sie wollten eine Art Standesamt einrichten, wo die Franzosen hingehen können. Das wollten sie im Hassenpflug seinem Geschäft einrichten. Da brauchen Sie jemanden, der Französisch kann. Wir hatten dann mit dem Friedhofsamt zu tun. Das war aber nicht meine Sache. Meine war wieder nur die Verbindung. Der Hasenflug war total ausgeräumt. Die Regale alle leer. Ein paar Tage vorher waren da noch Mäntel gelegen. Ach, und der war so unglücklich der Herr Hassenpflug. Der wusste nicht, macht er es recht oder geht was kaputt. Wir sind dann da reingekommen und dann hab ich zu ihm gesagt, „Herr Hassenpflug, ich bin den ganzen Tag hier drin, ich pass schon auf. Die dürfen auch nicht alles machen." Er hat sich dann beruhigt. Damals ist noch die Ringtreppe hochgegangen und oben war das wie ein Zimmer, aber offen, mit einem Geländer, dass man nicht runter fällt. Da hab ich einen Schreibtisch hinbekommen. Die Tür war immer offen, da konnte man überhaupt nichts zu machen. Ich hab alles gehört, was der Chef drin gesagt hat und umgekehrt auch. Ich hab vorne gesessen. Es ging darum, wenn ein Franzose ein deutsches Mädel nach Frankreich mitnehmen wollte, dass das registriert wird. Da waren natürlich einige da. Da war Monsieur Angel, der hat ein Formular entworfen, das hab ich dann schön abgeschrieben. Das ist vervielfältigt worden. Wenn jemand

gekommen ist, dann musste das ausgefüllt werden. Die mussten sich dabei verpflichten, die zugründende Familie zu ernähren. Für die Leute, die mit nach Frankreich sind, aufzukommen und das Verhältnis zu legalisieren.

Hatten Sie auch Verehrer?
Ach, dazu war gar keine Zeit. Außerdem waren die alle gebunden. Ich hab all die Verhältnisse gekannt.

Da hatten Sie gar keine Zeit zu heiraten?
Nein.

Sie waren eine sehr selbständige Frau. Sie haben Ihr eigenes Geld verdient, waren frei und ungebunden.
Ja. Ich hab zum Beispiel erlebt, da war eine Kommission bei meinem Vater in der Schuhfabrik. Eine Verwandte von mir konnte auch ganz gut Französisch und hätte da arbeiten können. Dann bin ich zu ihr gefahren, um ihr das zu sagen. Glauben Sie, dass ich halber umgefallen bin. Da hab ich gesagt: „Was, Du musst Deinen Mann fragen?"

Wo haben Sie die meisten Jahre gearbeitet?
In der Landesversicherungsanstalt, der LVA. 32 Jahre. Mit 60 Jahren bin ich in Rente.

Wenn Sie zurück schauen, was war da am schönsten?
Das war die Zeit wo, die ganze Besatzung sich wieder gelockert hat. Man konnte etwas unternehmen. Es war Theater, gab Konzerte. Das war nicht verboten worden. Da konnte man sich was raussuchen.

Sie sind sehr Kultur interessiert?
Ja. Dann bin ich auch über Freunde, in Bayreuth gewesen. Ich hab mit denen Busreisen gemacht. Ach, wir waren in zig Ländern.

Dann sind Sie ganz schön rumgekommen.
Ja, und in Amerika war ich auch. Mein Wunsch war nach Kalifornien zu fahren. Ich bin da nicht schreckhaft gewesen. Ich wollte einmal in meinem Leben nach Amerika.

Diesen Wunsch haben Sie sich auch erfüllt.
Ja. Ich war in Norwegen, ganz im Norden. Mit dem Schiff sind wir die ganze Küste runtergefahren bis Cuxhaven.

Das war sicher sehr schön. Ein Erlebnis.
Ja. Bloß werde ich immer seekrank. (lacht)

Wie kommen Sie jetzt in Ihrem Alter klar? Sie leben alleine in ihrer Wohnung.
Ja. Die hab ich mir erarbeitet, gemeinsam mit meinem Vater. In der LVA bin ich natürlich auch oben gelandet. Das war aber gar nicht beabsichtigt. Vorher war ich ja bei den Franzosen in der Militärregierung. Da wollt ich nicht bleiben. Das heißt meine Mutter hat gesagt, bleib nicht so lange, bis die zu machen. Geh vorher weg. Dann hab ich gefragt, wie lange noch die Möglichkeit besteht, bei den Franzosen beschäftigt zu sein. Mein Chef hat mir ge-

sagt, dass er mit einem Jahr rechnet, dass sich durch die politischen Verhältnisse vieles verändern wird. Dann hab ich das meiner Mutter gesagt und gesagt: „Dann werde ich mal schauen, was da zu kriegen ist." Ich hab deutsche Stenografie gut beherrscht. Man musste Stenografie und Schreibmaschine können in der Zeit, sonst haben sie keinen Platz bekommen. Heut ist das ja ganz anders. Also man musste etwas aufweisen und ich hab zig Wettkämpfe gemacht, aus Freude am Steno und habe Urkunden bekommen. Die hab ich noch alle. Ich bin zur LVA gegangen und hab ein Paket mit Zeugnissen mitgenommen. So was hatten die noch nicht gesehen. Da gab es ein weibliches Wesen in dem Einstellungsbüro, die war mir nicht wohlgesonnen, die war irgendwie neidisch. Jedenfalls das erste Mal war es nix. Die wollten mich in einer unteren Gehaltsstufe einstellen. Da hab ich gesagt nein, da komm ich nicht. Dann wäre ich bei den Franzosen geblieben. Ich hatte ja noch nicht endgültig abgesagt. Aber ich wollte das abschließen.

Zu Ihrer jetzigen Situation zurück. Kommen Sie alleine in Ihrer Wohnung klar?
Ja. Ich habe gerade heute Morgen meine Putzfrau da gehabt. Sie kommt so alle vierzehn Tage bis drei Wochen.

Kochen Sie sich selbst?
Ich hab gestern mal wieder so Lust auf Nudeln gehabt. Ich hab wirklich versucht Nudeln zu kochen. Mit gerösteten Zwiebeln. Da hab ich festgestellt, dass ich nix mehr koch. Das kann ich nicht mehr. Weniger weil nicht können, sondern weil ich das nicht sehe. Sie glauben es nicht, das ist so lästig. Ich hab die Zwiebel nicht gesehen. Ich war halber über dem Tisch gelegen.

Bekommen Sie Essen auf Rädern?
Hab ich auch bekommen. Kochen vermeide ich. Was ich noch gut kann, ist Fleischbrühe kochen mit was drin.

Brauchen Sie ansonsten Hilfe?
Nein, noch nicht. Ich hab aufmerksame Beobachter, die bringen mir was mit, was ich gar nicht bestellt habe.

Hier die Nachbarn?
Ich hab einen relativ großen Verwandtenkreis.

Da sind Sie gut eingebunden?
Ja, mein Vater hat mehre Geschwister gehabt. Ich hab mindestens drei Cousins. Die haben schon wieder Kinder, die mir helfen.

Das ist aber schön, dass sie so eingebunden sind.
Ja, wenn Not am Mann ist, ist immer jemand da. Oder wenn etwas kaputt ist, mit Lampen oder Licht, dann ruf ich in Harthausen an. Mein jüngster Cousin, der ist auch bald 75, der kann so alles reparieren.

Haben Sie noch Freunde, Kontakte?
Ich muss sagen nein. Leider gar nicht mehr.

Sind die schon verstorben?

Ja. Gefallen. Der Krieg, sie lassen es nicht bleiben, der Krieg hat mein ganzes Leben, was Leben heißt, zerstört.

Sie haben aber etwas aus Ihrem Leben gemacht.
Ja, ich muss ja existieren.

Welche Werte, Lebenseinstellungen waren für Sie immer wichtig? Die Sie von Ihrem Elternhaus vielleicht auch mitbekommen haben? Was hat sie geprägt?
Nicht so schnell die Flinte ins Korn werfen.

Ist das auch ein Rat, den sie jungen Menschen geben würden?
Das ist halt die Zeit gewesen, wissen Sie. Das war eine Zeit, wo man sich anpassen musste an die nächst mögliche gute Situation. Die Kriegszeit, die hat mir noch den Schliff gegeben. Dann hat man hamstern müssen, dann haben wir nichts zu essen gehabt, nach dem Krieg. Man musste gerade schauen, dass man existieren konnte.

Was würden Sie heute jungen Menschen für Leben empfehlen oder raten?
Man lebt nur einmal und sollte das Schönste und das Beste daraus machen. Ich sitze da und bedaure es, dass ich so manches nicht hab machen können. Die Jugend soll alles mitnehmen, was sie lernen kann. Besonders fremde Sprachen, die öffnen Tür und Tor.

Haben Sie heute noch Möglichkeiten, die Sprachen ein bisschen zu üben?
Leider nein. Ich hab noch ein französisches Ehepaar, die ich ab und zu anrufen könnte. Aber durchs Telefon versteht man manches nicht. Es ist ein bisschen anstrengend. Aber ich wünsch es mir hier in Speyer, irgendeine Person mit der ich mal reden könnte.

Wie ist es mit der französischen Konversationsgruppe.
Ich war 10 Jahre dabei. Von Anfang an. Aber jetzt hängt es mit meinen Augen zusammen.

Vielleicht probieren Sie es nochmal aus.
Da bin ich zu alt.

Es ist doch Ihr Wunsch mal wieder reinzuhören.
Ja schon, aber ob ich das noch schaff. Das weiß ich nicht. Ich bin es nicht mehr gewohnt. Es ist ja nur, dass man mal wieder hört. Man verliert den Wortschatz, das ist es. Ich war gut, hab wie lange telefoniert.

Was haben Sie noch für Ziele, für Wünsche in Ihrem Leben?
Ich denke ständig nur noch ans Ende. Ich habe gar keine Vorstellungen mehr, was da noch passieren könnte. Es ist auch körperlich anstrengend. Ich bin dann erschöpft. Da hab ich nicht mehr so den Widerstand wie früher. So richtige Konzentration habe ich auch nicht mehr. Zum Markt auf den Berliner Platz gehe ich noch. Da fährt uns meistens ein Cousin.

Ist Ihnen am Ende noch etwas wichtig, was Sie noch gerne erzählen möchten?
Sind wir schon am Ende?

Ich danke Ihnen ganz herzlich für das Gespräch und wünsche Ihnen alles Gute.

Ria Krampitz

veröffentlicht in „aktiv dabei“ Ausgabe 4/2017.